

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 48

Artikel: Bemerkungen über die künstlerische Notwendigkeit kleiner Fürstentümer
Autor: Blaukopf, Kurt / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-496237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bemerkungen über die künstlerische Notwendigkeit kleiner Fürstentümer

Von Kurt Blaukopf

Seit einigen Jahrzehnten halten die Fachleute ihr Konsilium am Krankenbett der Operette ab. Immer wieder wird der Versuch unternommen, die Operette zum Leben zu erwecken. Aber sie siecht dahin. Kraftlos. Ihr fehlt der gesunde Boden, auf dem sie gedeihen könnte. Ich möchte eine Diagnose der Todeskrankheit der Operette versuchen. Vielleicht finden wir dann eine geeignete Therapie.

Die Operette lebt vom blühenden Unsinn. Wo aber blüht dieser holde Nonsense? Ueberall – meint der Laie. Gewiß, es gibt genug Unsinn in Demokratien und Diktaturen, in Stadt und Land. Aber von diesem Unsinn kann die Operettenphantasie nicht leben. Der Librettist kann weder die Brotgetreideordnung, noch den Personenkult zum Thema seines heiteren Spiels machen. Er will das Leben verklären – aber nicht etwa bei dieser oder jener hochgestellten Persönlichkeit Mißfallen erwecken. Staat und Politik konnten sich vielleicht früher einmal auch geistig belebend auf die Kunst auswirken. Zur Eröffnung des Suez-Kanals konnte Verdi noch eine Oper schreiben. Zur

16. Tagung der Londoner Suez-Kanal-Konferenz fiel auch dem gewiegtesten Librettisten kein Operettenstoff ein. Offenbach konnte den Schauplatz einer Operette noch nach Peru verlegen, Johann Strauß seine Operette «Indigo» in ein «orientalisches Phantasieland». Der Kampf um den Weltmarkt und die Bemühung um intensivere Handelsbeziehungen lassen solche Handlungsweise nicht mehr ratsam erscheinen. Man könnte es sich mit der arabischen Liga, mit den Colombo-Staaten oder mit der ganzen panamerikanischen Union verderben ... Die Todeskrankheit der Operette begann, als man sie ernst nehmen wollte. Man darf den Unsinn der Operette nicht «verifizieren», wie Karl Kraus richtig sagte. Ein schönes Beispiel hierfür lieferte der im vorigen Jahr verstorbene russische Operettenkomponist Dunajewski. In seiner populären Operette «Frischer Wind» singen zwei Matrosen eine lebenslustige Melodie zu dem geistreichen Text «Dilli-dalli, dilli-dalli». Auf einem der sowjetischen Komponistenkongresse erhob sich vor ein paar Jahren ein Kritiker und erklärte streng: «Man kann kommunisti-

sche Matrosen nicht solch dumme Texte singen lassen.» Worauf Dunajewski sarkastisch erwiderte: «Ich wußte gar nicht, daß die von mir erfundenen Matrosen Mitglieder der Kommunistischen Partei sind.»

Die Operette verlangt also blühenden Unsinn, harmlose Lebensfreude – und ein bißchen spöttische Kritik. Aber das ist nicht nur innenpolitisch riskant, sondern kann auch zu außenpolitischen Verwicklungen führen.

Um aber der Operette doch das Leben zu ermöglichen, hat die Schöpfung die weise Einrichtung kleiner Fürstentümer geschaffen. Mit ihnen mag man seine Späße treiben. Sie können sich nicht wehren. Manchmal versuchen sie es doch. 1905 zeigte Franz Lehár in seiner «Lustigen Witwe» einen finanzschwachen Staat, das Fürstentum «Pontevedro». Alle, die der Uraufführung im Theater an der Wien beiwohnten, wußten, daß das Fürstentum Montenegro gemeint war. Und prompt langte auch eine Demarche am Wiener Ballhausplatz ein. Die Politik – und die Operette – konnten darüber hinweggehen. Das Fürstentum ist nicht mehr, aber der Kavallerieleutnant Danilo lebt noch immer und singt weiter vom Maxim.

Immerhin ist die Wiener Bürokratie seit her mit den Anspielungen auf existierende Großherzogtümer und Fürstentümer vorsichtig geworden. Der ausländische Besucher der Wiener Volksoper (die ein staatliches Institut ist) wird mit einigem Erstaunen feststellen können, daß man hier nicht Lehárs «Graf von Luxemburg» aufführt, sondern daß von «Luxemburg» (mit «n») die Rede ist. So heißt es jedenfalls auf den Plakaten und auf den Programmen. Es handelt sich also um ein «Phantasieland» und man wünscht jeden Konflikt mit Mitgliedstaaten der Europäischen Zahlungsunion zu vermeiden. Das ist verständlich, denn in dieser Operette spielt eine zweifelhafte Finanzoperation mit rund 500 000 Francs die Hauptrolle.

Das kleine Fürstentum ist für die Operette unentbehrlich. Wenn keines zur Hand ist, muß es erfunden werden – wie zum Beispiel das Fürstentum Flausenthurn in der Operette «Ein Walzertraum» von Oscar Straus. Selbst die amerikani-

Schuppen verschwinden



rascher mit

RAUSCH
Conservator

Schuppen sind Vorboten der Glatze. Beuge vor mit Rausch-Conservator. Flaschen à Fr. 3.80 und 6.30 im guten Fachgeschäft.

RAUSCH, Inh. J. Baumann, Fabrik kosm. Prod., Kreuzlingen



Paul

sche Musical Comedy hat sich jüngst wieder auf diesem Urboden der Operette heimisch gemacht. Cole Porters «Call me Madam» stellt Perle Mesta, die amerikanische Botschafterin in Luxemburg (mit «m») auf die Bühne, ohne daß es deswegen zu diplomatischen Schwierigkeiten gekommen wäre. Dies also meine Diagnose der Operetten-

krankheit: es mangelt an kleinen Fürstentümern, deren ästhetische Nötigkeit ich wohl zur Genüge nachgewiesen habe. Die tiefe Sehnsucht der Menschen, dem Treiben in diesen Zwergmonarchien lächelnd zusehen zu wollen, zeigte sich erst vor kurzer Zeit wieder bei der Verhelichung von Grace Kelly. Ich werde den Verdacht nicht los, daß

diese Szenenfolge von einem geschickten Librettisten für Television und Wochenschau inszeniert wurde.

Die Therapie, die ich empfehle: Schafft neue Fürstentümer! Wir brauchen sie für die heitere Muse.

Und wer diesen Vorschlag ernsthaft kritisiert, der ist ein Todfeind der Operette.